

Ulla Hahn

# Das verborgene Wort

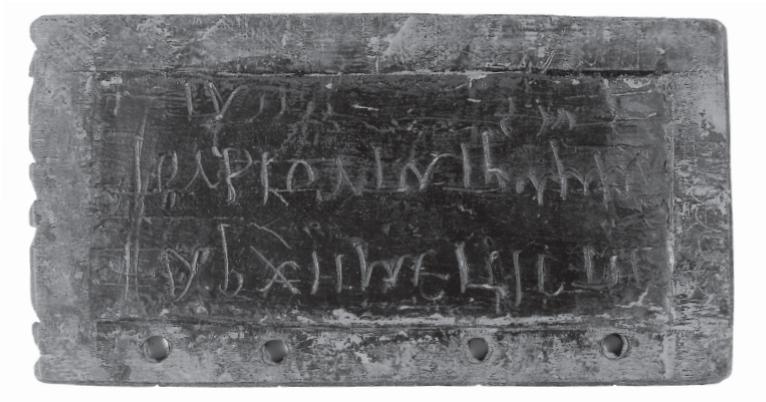
Roman

Deutsche Verlags-Anstalt  
München

Ulla Hahn ist promovierte Germanistin, war Lehrbeauftragte an den Universitäten Hamburg, Bremen und Oldenburg, anschließend bis 1989 Literaturredakteurin bei Radio Bremen. 1994 hatte sie die Heidelberger Poetik-Dozentur inne. Ihr lyrisches Werk wurde u. a. mit dem Hölderlin-Preis ausgezeichnet. Für ihren großen Roman *Das verborgene Wort* erhielt sie als erster deutscher Schriftsteller 2002 den Deutschen Bücherpreis. 2006 bekam sie für ihr literarisches Werk den Elisabeth-Langgässer-Literaturpreis verliehen.

*Mit Schreiben und Lesen  
fängt eigentlich das Leben an.*

(EINTRAGUNG AUF EINER WACHSTAFEL MIT SCHULÜBUNGEN  
AUS MESOPOTAMIEN, 4.–5. JAHRHUNDERT N. CHR.)



LOMMER JONN, sagte der Großvater, laßt uns gehen, griff in die Luft und rieb sie zwischen den Fingern. War sie schon dick genug zum Säen, dünn genug zum Ernten? Lommer jonn. Ich nahm mir das Weidenkörbchen untern Arm und rief den Bruder aus dem Sandkasten. Es ging an den Rhein, ans Wasser. Sonntags mit den Eltern blieben wir auf dem Damm, dem Weg aus festgewalzter Schlacke. Zeigten Selbstgestricktes aus der Wolle unserer beiden Schafe und gingen bei Fuß. Mit dem Großvater liefen wir weiter, hinunter, dorthin, wo das Verbotene begann, und niemand schrie: Paß op de Schoh op! Paß op de Strömp op! Paß op! Paß op! Niemand, der das Schilfrohr prüfte für ein Stöckchen hinter der Uhr.

Vom Westen wehte ein feuchter, lauer Wind. Der Rhein roch nach Fisch und Metall, Seifenlauge und Laich, und das Tuten der Schleppkähne, bevor sie an der Raffinerie in die Kurve gingen, war schon jenseits des Dammes in den Feldern und Weiden zu hören.

Ich riß mich los von der Hand des Großvaters, rannte vorwärts, zurück, ergriff seine Hand, ließ sie fahren und hielt sie wieder, fiel hin und stieß mir das Knie, schrie, Freudenschreie, aufsässig und wild. In einem weiten Bogen führte ein Pfad die Böschung hinab durch sumpfige Wiesen, durchs Schilf ans Ufer aus Sand und Kies.

Der Großvater ging voran, dicht am Wasser entlang. Flache Wellen füllten die Mulden, die sein Klumpfuß im nassen Sand hinterließ, winzige Teiche, eine blinkende, blitzende Spur, wie nur er sie schaffen konnte.

Wo im seichten Wasser am Ufer die Algen schwangen, zeigte er uns den Bart des Wassermannes, ein gewaltiges grünes Gestrüpp, das nichts von seinem Gesicht erkennen ließ und von der Piwipp, einem Bootshaus am gegenüberliegenden Ufer, bis zur Rhenania reichte. Sprang ein Frosch hoch, sagte der Großvater Prosit! und wir riefen Hatschi! Der Riese hatte geniest.

Hürt ihr de Welle? fragte der Großvater und legte den rechten Mittelfinger auf den Mund. Den Zeigefinger hatte er als junger Mann in der Maggfabrik verloren, noch bevor er aus der Schweiz ins Rheinland gewandert war.

Wir hörten die Wellen und gaben Antwort, sprachen die Wellensprache; doch niemals so gut wie der Großvater, den keine Zähne mehr störten, der schlpp machte, schlpp wie die Wellen. Schlpp, schlpp, das hieß ja, wenn die Welle die Kiesel am Ufer überströmte, Nein, wenn sie sich zurückzog. Ja und Nein; Ja und Nein. Der Rhein wußte Bescheid. Beides gehörte zusammen. Fragte man im richtigen Augenblick, bekam man die richtige Antwort.

Ganz wie die Menschen sprach der Rhein. Milde, wenn der Wind ihn nur leicht bewegte, herrisch und aufbrausend, wenn die Schleppkähne, bergeshoch mit Kohle beladen, stromaufwärts tuckerten und ihre Wellen die verbotenen schwarzen Steinhäufen überspülten. Böse Riesen hätten die Häufen zusammengeworfen, um den Rhein aus seiner Bahn zu bringen. Aber die Kribben hielten den Rhein in seinem Bett, tobte er auch so zornig dagegen wie zu Hause der Vater.

Lieber hörte ich auf den Wind in den Bäumen. Kein Baum rauschte wie der andere. Sie sprachen anders zu allen Jahreszeiten, und im Winter verstummten sie beinah ganz. Sichtbar brachte der Wind Schilf und Pappeln zum Reden, die auf seinen geringsten Anruf antworteten, als wollten sie ihm folgen. Lurt ens, sagte der Großvater, schaut mal, wenn im Frühjahr der Pappelsamen flog, do wandere de Bööm.

Wir sammelten flache Steine, nicht dicker als eine Graubrot-scheibe, von der Großmutter geschnitten. Wenn der Großvater in die Knie ging und sie aus einer Drehung des Oberkörpers heraus übers Wasser schickte, war jede Berührung von Strom und Stein Station auf seiner Reise. Einmal, zweimal, dreimal; Kiesberg, Holtschlößchen, Großenfeld; Endstation der Elektrischen, die halb-stündlich hinter unserem Garten in den Gleisen quietschte. Wollten wir weiterreisen, mußten wir weiterzählen. Fünfmal ging es nach Rüprrich zum falschen Großvater, dem Stiefvater des Vaters, siebenmal war Schloß Burg. Zehnmal war Kölle. Ließ der Großvater einmal wie aus Versehen einen Stein, Plumps! versinken, schrien wir Düsseldörp! Eine glatte Null.

Bei unserer Weide sammelten wir Steine fürs Ritterspiel. Nie machten wir den ersten Ausflug im Jahr zu den Weiden, bevor wir nicht unter den größten und schönsten Busch, unter unsere Weide, die Großvaterweide, kriechen konnten und die Zweige über uns zusammenrauschten.

Kleine, runde Steine brauchten wir zuerst, Zwerge und Diener. Sie mußten mich zu Kaisern und Königen, Prinzessinnen und Feen, den Bruder auf die Spuren finsterner Räuber und kühner Ritter führen. War ein grauer Spitzling ein Räuberhauptmann oder doch ein Kunibert, ein Ritter? Hexen waren rau und bucklig, Feen warm und glatt. Die Königsbraut, weiß, seidig und eiförmig, wurde mit Erde eingerieben; grau und unscheinbar getarnt, hatte sie unter tiefhängenden Weidenzweigen ihrer Erlösung zu harren. Die kam mit dem König, dem sonderbarsten und dicksten Stein, einem Kaiser, wenn er durchlöchert war. In einer Weidenkutsche machte er sich auf die Suche nach einer Frau. Einmal um die Weide, wo der Großvater auf seinem Taschentuch saß, ging der Weg in die weite Welt, gefährlich bevölkert von düsteren Räubern, die wir gemeinsam mit Ritter-Kunibert einen nach dem andern in den Sand streckten.

Versteckte der Großvater die Königsbraut, vermuteten wir böse Mächte, bis er den Zauberstein aus seiner Westentasche zog und in die Sonne hielt, ein dunkellila Strahlenbündel, prächtiger als der Kranz der Maria im Kapellchen, das Auge Gottes in der Kirche, und ebenso allwissend. Immer blitzte der herrliche Stein dorthin, wo die Königin ihrer Entdeckung harnte. Frohgemut fuhr der Erlöser vor, lud die mit Erde Beschmierte auf und spülte sie hochzeitlich sauber in den Wellen des Rheins.

Im Schloß unter der Weide spielten wir mit unseren Schilfrohrflöten zum Hochzeitsschmaus auf. Jedesmal tat der Großvater, als sei sie verschwunden, bis er sie schließlich aus dem Hemdkragen, dem Schuh, dem Ohr hervorzog oder einfach aus dem Ärmel schüttelte, seine Hohners-Mundharmonika. Ein Bienenschwarm brauste von seinen Lippen, der Großvater nickte uns zu, stampfte den Takt mit seinem gesunden Bein, und ›Fuchs, du hast die Gans gestohlen‹, ›Hänsjen klein‹, ›Komm lieber Mai‹ schwang der König die Königin im Kreis. ›Die Steine selbst, so schwer sie sind‹, sangen wir und schickten die entzauberten Ritter, Könige und Zwerge auf Wanderschaft ins Wasser.

Nach einer Weile zauberte der Großvater seine Mundharmonika wieder weg und hexte Hasenbrote hervor. Köstliches Graubrot mit Rübenkraut oder Holländerkäse. Jede Scheibe einzeln wollte er den Hasen abgejagt haben. Von der Großmutter kam nur das Pergamentpapier. Das mußte man falten und wieder mit nach Hause bringen. War das Brot vom bösen Hasen, wollten wir wissen, dem mit den grausigen Zähnen und Ohren, so lang, daß er sie am Hinterkopf verknoten mußte, um beim Hakenschlagen nicht draufzutreten. Immer war es dem Großvater am Ende gelungen, den Hasen hereinzulegen, sei es, daß er sich ein grünes Taschentuch über den Kopf gelegt und der Hase ihn für einen frischen Kohlkopf gehalten hatte, sei es, daß es ihm geglickert war, dem Hasen Salz auf den Schwanz zu streuen. Jedesmal zog der Großvater sein Taschentuch oder ein Backpulvertütchen mit Salz hervor, seine Waffen, Beweis für Jagd und Beute.

Nach dem Essen nahm der Großvater mich in seinen rechten Arm, den Bruder zwischen die Knie, und wir gingen auf Reisen zur alten Kopfweide zwischen Pappeln und Erlengestrüpp, ein paar Meter von uns entfernt.

Nur da Stamm, sagte der Großvater. Ich heftete meine Augen auf das rissige Anthrazit, die gekrümmte, schrundige Borke, die matt glänzenden, unregelmäßig gekerbten Rechtecke der Rinde, ihre Vertiefungen, holzigen Rinnsale, grün, wo der Wind das alte Holz feucht verfärbt hatte. Meine Augen öffneten die Weide, öffneten sich für die Weide, Weide wurde zu Augen, die Augen zu Weide, Augenweide. Stark und spielerisch, frei und beharrlich genoß ich jede Bewegung der Pupillen, vor und zurück, auf und nieder, Kreise und Winkel von dunklen und hellen Flecken, schwebend im Raum und tief in die Dinge getaucht. Wie viele Seiten hatte ein jedes Ding? So viele, wie wir Blicke für sie haben, sagte der Großvater.

Regungslos lagen wir auf dem Rücken im Sand, wenn der Großvater befahl, die Augen zu schließen und die Ohren auszustrecken. An geschmeidigen Röhren fuhr ich meine Ohren in die Landschaft hinaus, näherte mich dem Erdboden, den zirpenden Grillen, ein betäubender Lärm, suchte nach stillen Fleckchen im Gras, hörte das beharrliche Trommeln seiner Wurzeln, das Zischen millionenfacher grüner Zungen, hörte die Käfer fressen, ein kleines Knacken, winziges Knistern, der Käfer kam näher, die Käferkiefer fragten: Wo bist

du Biß, du, als wollten sie mich fressen. Ich zog die Ohren ein. Fuhr sie im hohen Bogen durchs zischelnde Schilf ins Sausen der Pappeln, hier einen Kuckuck schnappend wie der Fisch die Mücke, dort ein Bienensummen, Hummelbrummen, Libellensirren. Das Tuscheln der Wellen, ihr aufgeregtes Schlagen, wenn ein Kahn sich näherte, den Rhein hinauf oder hinunter, beladen oder leer. Mit meinen ausgestreckten Ohren lauschte ich es den Wellen ab; ließ die Ohren ein Stück weit auf den Kähnen fahren; das Flattern der Wäsche im Wind, das Bellen des Hundes an Bord, das Klappern der Töpfe aus der Kombüse, helle Frauenstimmen, die rauhen der Männer, Kindergeschrei. Über allem aber das Stampfen der Maschinen, so, daß ich die Ohren bald wieder zurückzog, sie hochfuhr, weit in den Himmel hinein, bis sie dort pendelten und an meiner Kopfhaut ruckten wie ein Luftballon in der Hand. Zwischen den Wolken schwangen sie oder standen einfach im Blau, kein schönerer Laut auf der Welt als die Sehnsuchtsstille des Himmelblaus, so süchtig machend nach einer Stille, die stillt, Sehnsucht stillt, daß ich die Ohren immer nur für Sekunden hoch oben lassen konnte, so sehr zerrten sie an meinem Kopf, als wollten sie ihn zu sich hinaufreißen. Langsam zog ich die Ohren dann wieder näher, durch Pappeln, Schilf und Gräser, bis ich tief in mir das Rauschen meines Blutes vernahm, den Herzschlag in meiner Brust. Der Großvater schnarchte.

Im Kindergarten hob Aniana, die Kinderschwester aus dem Orden der Armen Dienstmägde Christi, jeden Nachmittag ein großes, schweres Buch aus einer Kommode, setzte sich damit in ihren hohen Stuhl, rückte das Fußbänkchen zurecht und las vor. Es war einmal, und es war immer wieder anders. So, wie es der Großvater auch immer wieder anders wußte; von den Pappelsamen, die von ihrer Reise zurückkehrten; von den Wellen und ihren Meeresabenteuern; von Hexen und Zauberinnen in den Bergen und Tälern bei Bingen und Bacharach; vom Dom ze Kölle, Jan un Griet und den Heinzelmännchen, der schönen Loreley und dem wilden Wassermann.

Aber Großvater hatte seine Geschichten nur im Kopf. Aniana im Buch. So wie der Pastor ein Buch hatte am Altar. Eine Messe lesen hieß es ja auch. Ein Buch lesen. Aniana konnte lesen. Die merkwürdigen schwarzen Kräuselzeichen in Wörter verwandeln, in Sätze und Geschichten. Das konnte der Großvater nicht. Er konnte viel erzählen. Aber nichts beweisen. Er hatte nichts schwarz auf weiß.

Ich stahl mich dem Großvater aus dem Arm, ließ ihn mit dem schlummernden Bruder bei der Weide zurück, stolchte am Ufer entlang und stocherte mit der Schuhspitze, unbekümmert um Kratzer und weiße Ränder, zwischen den Steinen. In der Ferne verschwand ein Kahn, ein paar Möwen lagen in der Nachmittagswärme schlafend auf dem Wasser.

Auch zu Hause gab es ein Buch, das Heiligenbuch. Es war fast so heilig wie das Kreuz, das der Großvater mit der Laubsäge aus Sperrholz geschnitten hatte. Das Kreuz mit dem düsteren, bleiernem Heilandskörper hing in einer Ecke der Küche. Das Heiligenbuch stand darunter, neben dem ewigen Licht, einem Öllämpchen, das freitags um drei, zur Sterbestunde Jesu, angezündet und am Sonntagabend wieder ausgedrückt wurde. Niemand rührte das Buch an.

Als ich gegen den Stein trat, zuckte es durch den Zeh das Schienbein hinauf: Er hatte eine tiefe Schramme in meinen Schuh geritzt. Der Stein gehörte zur Strafe in den Rhein. Ich holte aus. Aufgeschreckt durch die jähe Bewegung, stoben Möwen auf, etwas traf warm und weiß meine Hand, den Stein. Wenns vom Vogel am Himmel auf dich fällt, bringt das mehr Glück als jeder Schornsteinfeger! Ich starrte auf meine Hand, den Stein, Hand und Stein durch gräulichen Schleim miteinander verbunden. Tauchte den Stein in die Wellen. Durch sein unscheinbares, stumpfes Grau schlängelten sich feine weiße Linien, immer wieder unterbrochen, ineinander verschlungen, sich kreuzend: Der Stein war beschrieben! Beinahe wie auf den Linien im Schreibheft der Cousinen, fast so gerade wie die Zeilen in Anianas Buch.

Ich glaubte an das Jesulein in der Krippe, an Jesus am Kreuz, an Jesus, auferstanden von den Toten, an die Müllerstochter, die Stroh zu Gold spinnen konnte, den Froschkönig, der sich in einen Prinzen, die Hexe, die sich in einen Drachen verwandeln konnte. Glaubte an Engel und Teufel wie an Onkel und Tanten. Der Stein war ein Wunder. Einer hatte diesen Stein in ein Buch verwandelt. Jedenfalls beinahe. Opa, lur ens<sup>o</sup>, wat steht do?

Mit einem knarrenden Schnarchlaut fuhr der Großvater hoch. Schlaftrunken riß der Bruder die Augen auf und drehte sich zur Seite.

---

<sup>o</sup>schau mal

Opa, wat steht do? Ich hielt den Stein in der Linken, mein rechter Zeigefinger klopfte auf die Äderung.

Wat do steht? Der Großvater holte sein Brillenetui aus der inneren Rocktasche, setzte die Brille auf, wie er es sonntags zum Studium des Kolpingblattes tat, benetzte seinen Zeigefinger mit Spucke und fuhr die hellen Linien entlang, daß sie feucht aufglänzten aus dem matten Grau. Er bewegte den Kopf, die Augen von links nach rechts, und räusperte sich, wie der Pastor auf der Kanzel, bevor er das Evangelium las.

Tja, sagte der Großvater und sah mich an. Seine Augen schimmerten in einem Kreis feiner Fältchen grau und grün wie die Blätter der Weiden. Do has de dir wat janz Besonderes usjesöök. Dat he es ene Boochsteen. Ein Buchstein.

Es gab einmal, erklärte der Großvater, einen Stein, der alles verwandelt. Er leuchtete im Dunkeln und im Hellen. Als er aber vom Himmel auf die Erde gefallen sei, vor vielen Millionen Jahren, gleich nachdem Gott Himmel und Erde erschaffen habe, seien tausend und aber tausend Steinchen abgesplittert und hätten sich über unsere Welt verstreut. Sie alle enthielten nun winzige Bruchteile dieses Himmelssteins. Dies seien die Buchsteine, de Boochsteen. Wer diese Splitter finde, sei selbst ein Licht und leuchte in der Welt. Sei gut und schön und ein Mensch, den alle lieben. Schon das kleinste Teilchen des Steins mache die Menschen selber gut und schön.

Un wer hät die beschrevve? fragte ich.

Großvater war, während er die Geschichte vom Himmelsstein erzählt hatte, von der Weide weg an den Rhein gegangen. Seine Augen hatten die Farbe des Stroms angenommen, grau und blau strahlten sie aus ihrem Faltenkranz.

Na, wat jlövs du dann?

Dä, dä leeve Jott? fragte ich stockend. Von ihm kam ja alles, was mir begegnete, mich umgab, und eine Zeitlang hatte ich gar nicht genug kriegen können, Mutter und Großmutter mit immer neuen Gegenständen an die Beine zu stippen und zu fragen: Die och? Sogar aufs Töpfchen kriegte man mich im Handumdrehen, als man mir versicherte, dat Pöttsche kütt vom leeve Jott, dä mät dat och so<sup>o</sup>. Als

---

<sup>o</sup> das Töpfchen kommt vom lieben Gott, der macht das auch so

ich begriffen hatte, was allmächtig hieß, hatte ich für kurze Zeit einen Verbündeten in ihm zu finden geglaubt. Aber er war wohl allmächtig immer da, wo ich gerade nicht war. In der Altstraße jedenfalls hatten Vater, Mutter und Großmutter den längeren Arm.

Ja, sagte der Großvater, dä och. Ävver nit nur dä alleen. All die Hellije und die Engelsche han ° em jeholpe. För Kenger°° han de Schutzengelsche jeschrievve.

Das beruhigte mich. Un wat steht do, Opa? drängte ich weiter.

Dat kannst du och ald°°° läse. Du muß nur genau lure.

Ich drehte den Stein nach allen Seiten und schüttelte enttäuscht den Kopf.

Na jut, der Großvater ließ sein Taschentuch knallen, setzte sich wieder und ruckte die Brille zurecht.

Bertram, rüttelte ich den Bruder, et jibt ne Jeschichte. Ihn schlafen zu lassen, hätte er mir nie verziehen.

Hier, der Großvater sah den Stein eine Weile an, steht die Jeschichte vom Pückelsche. Von einem kleinen Jungen, der einen Buckel hatte, aus dem sich, wann immer es not tat, Flügel entfalteteten.

Jib mir dä Stein, Opa, sagte ich und wies den Bruder, der auch seine Hände ausstreckte, zurecht, du bes doch noch vell ze kleen. Du kannst doch noch ja nit läse. Loß mir dä Boochsteen. Hüek owend°°°° läs esch dir die Jeschichte vom Pückelsche vor.

Unsere Suche nach Buchsteinen wurde unermüdlich, fanatisch. Ich hielt mir die Steine so lange vor Augen, bis sie heraufstiegen aus den steinernen Zeichen, die schönen Frauen und Männer, Kinder und Tiere, Feld und Wald, Dörfer und Städte, Gutes und Böses, alles, was ich mir vorstellen konnte. Bisweilen wollte der Bruder wissen, ob auch etwas von unserer Pussi in den Steinen stünde oder vom Schneemann vor der Tür. Dann prüfte ich die Zeichen gewissenhaft, und es kam vor, daß sie wirklich ein paar Sätze über unsere Katze enthielten oder über den Schneemann, der, stand da geschrieben, sehr bald in der Sonne schmelzen würde. Der Bruder heulte. Ich blieb hart. Ich hatte es gelesen.

---

° haben  
°° Kinder  
°°° schon  
°°°° heute abend

Spätestens wenn sich die Sonne ins Wasser schlich, machten wir uns auf den Heimweg, bliesen noch einmal unsere Schilfrohrflöten; aber das Fest war vorbei. Auf dem Damm ließ der Großvater seine Mundharmonika endgültig verschwinden. Unsere Pfeifen würde die Großmutter in den Ofen stecken. Wir zerbrachen sie überm Knie und warfen sie weg, in die Wiesen. Die Macht des Großvaters endete am Gartentor.

Im Anfang erschuf Gott Hölle, Teufel und Kinder, und er sah, daß es schlecht war. Meine Großmutter auch. Kinder kamen schlecht auf die Welt. Erwachsen werden hieß besser werden. Dafür sorgten die Erwachsenen, die alles besser wußten, besser konnten, besser machten, eben weil sie erwachsen waren. Kind sein hieß schuldig sein. Sündig sein. Der Reue, Buße, Strafe bedürftig, in Ausnahmefällen der Gnade. Gebote und Verbote kamen direkt von Gott. Gott aber war der, vor dem alle in die Knie gingen. Letzten Endes waren es also nicht die Erwachsenen, die alles besser wußten, sondern der liebe Gott, der durch ihren Mund sprach. Du bist däm Düvel us dä Kiep jesprunge<sup>°</sup>, schrie die Großmutter und warf nach mir, was sie gerade in der Hand hatte, einen nassen Lappen, eine Kartoffel. Da half nur noch beten.

Sobald ich Mama sagen konnte, Wauwau, Bää und Hamham, brachte die Großmutter mir das Beten bei. Mit Geduld und Zucker. Marmeladenbrötchen. »Lieber Jott, mach misch fromm, dat isch in dä Himmel komm.« Ich liebte diesen Vers, plapperte ihn bei allen Gelegenheiten vor mich hin, die Großmutter hielt mich für ausgewählt. Der schöne Überfluß des Reims, der melodische Rhythmus, zu dem die Großmutter ihren Kopf mit den roten Apfelbäckchen und dem Dutt im Nacken auf und ab bewegte, das alles war allein zur Ehre Gottes da, so wie die Blumen im Garten. Die kamen vom lieben Gott, und der Vater hatte ihm beim Pflanzen geholfen. Die Gebete machten die Menschen, doch auch dabei unterstützte sie der liebe Gott.

Gebete waren anstrengender als Blumen, die man einfach abreißen und in die Haare stecken konnte. Gebete mußte man lernen. Dann aber waren sie da. Immer da. Sie ließen sich in den Mund

---

<sup>°</sup> dem Teufel aus der Kiepe gesprungen

nehmen, man mußte sie nicht suchen, und sie verwelkten nicht. Jederzeit konnte man sie aus dem Kopf holen und sich vorsagen, mit und ohne Stimme. Lange glaubte ich, das Gelernte säße auf endlosen Regalen im Hinterkopf, ähnlich wie das Eingemachte im Keller. Mißtrauisch beobachtete ich im dreiteiligen Spiegel der Frisierkommode, ob sich mein Hinterkopf gehörig nach außen wölbte, um all das Schöne und Kluge speichern zu können, das ich wußte und noch wissen würde. Einmal in meinem Kopf, konnte es niemand wieder wegnehmen.

›Eene meene muh, und aus bist du‹, brachte mir Cousine Hanni bei, bald nach den ersten frommen Zweizeilern. Es gefiel mir weit besser als diese, vor allem weil die Cousine mich bei jedem ›Du‹ mit der Hand vor die Brust stupste oder auf ihrem Schoß nach hinten kippte: aus bist du. Das war eine klare Sache. Was dagegen sollte das heißen, in den Himmel kommen? Herr Tröster, der Nachbar, hieß es, war im Himmel. Dort wohnte der liebe Gott und das ewige Glück. Trotzdem wollte keiner hin. Sogar geweint hatten alle, als Herr Tröster in den Himmel gekommen war. Denn er war nicht nur im Himmel, er war auch tot. Weg. Ich wollte nicht in den Himmel. Lieber eene meene muh. Aber die Großmutter verbot den Vers, dä Düvelskrom, und faltete mir die Hände.

Wohin es mit mir einmal kommen würde, zeigten ja schon all die weißen Flecken auf meinen Fingernägeln. Jeder weiße Fleck bedeutete eine Todsünde. Bei Kindern unter sechs Jahren Todsünden in spe. Ach, du armes Kind, sagte die Frau vom Bäcker, nahm meine Hände in die ihren und zählte bis sechsundzwanzig. Un dat in däm Alter, seufzte sie, wobei ihre Augen einen verschwommenen Ausdruck annahmen. Armes Kind, wiederholte sie und schenkte mir eine zerquetschte Mohnschnecke. Sechsundzwanzig Todsünden in spe. Die Hölle war mir sicher. Aber erst mal eine ganze Mohnschnecke.

Allein Gebete vermochten den Menschen von Grund auf zu bessern, nur sie konnten den lieben Gott erweichen, das Strafmaß zu verkürzen. Gebete waren bare Münze. Noch bevor ich in den Kindergarten kam, lernte ich das ›Gegrüßet seist du, Maria‹ und das ›Vater unser‹, jedenfalls ungefähr. Bis ins Jenseits wirken konnte man mit Gebeten. Trippschers Liesjen, erzählte die Mutter, hatte ausgerechnet, daß sie dreieinhalb Jahre lang jeden Tag einen schmerzreichen Rosenkranz und fünf ›Vater unser‹ beten müsse, um ihrer

Schwiegermutter, die ohne Beichte und letzte Ölung einem Schlaganfall erlegen war, aus dem Fegefeuer in den Himmel zu helfen. Ohne einen Pfennig. Mit Seelenmessen ging es zwar schneller, aber die kosteten und kamen daher nur in schweren Fällen zum Einsatz. Da die Schwiegermutter wohl nur mit läßlichen Sünden verblichen war, reichte beten. An den Schwiegervater hingegen verlor Liesjen nicht ein ›Gegrüßet seist du, Maria‹. Sie hatte den trinkfesten Raufbold nie leiden können und ließ ihn dort schmoren, wohin er schon zu seinen Lebzeiten hätte fahren sollen. Sparen konnte sie sich das Beten für ihren Josef selig, der bei Stalingrad verschollen war. Helden kamen direkt in den Himmel. Wie Heilige.

Vor ihrer Heirat war die Großmutter bei Bürgermeister Waldemar Vischer in Stellung gewesen. Seit dieser Zeit hatte sie unumstößliche Ansichten über ›Maniere‹, teilte die Welt ein in Minsche, die Maniere han, und solche, die ken Maniere han. Aus Vischers Haushalt tauchten manchmal Dinge bei uns auf, sonderbares und prächtiges Strandgut. Kürzlich hatte Friedel, die jüngste Tochter der Bürgermeisterfamilie, jetzt verheiratet mit einem Sparkassenangestellten, einen Gegenstand aufgestöbert, den sie Laterna magica nannte, was sie so lange wiederholte, bis Mutter und Großmutter, ich und der Bruder es nachsprechen konnten.

Am vierten Sonntag im Advent packte der Vater abends den Kasten aus, stellte ihn auf den großen Kochtopf und diesen auf den Beistelltisch im Wohnzimmer. Da stand dat Deng, wie der Vater es verächtlich nannte. Laterna majika, wies die Großmutter ihn zurecht. Der Bruder durfte die Adventskerzen ausblasen, der Vater machte die Kerze im Kasten an.

An der Wohnzimmertür erschien in Augenhöhe ein weißer Fleck, etwa doppelt so groß wie unsere halbrunden Kellerfenster. Ah, machten Mutter, Großmutter und ich. Der Bruder quietschte. Das Tannengrün duftete, und der Großvater stopfte eine Pfeife. Die Großmutter verteilte das erste Spritzgebäckene.

Nu loß jöcke<sup>°</sup>, sagte die Mutter mit einer Stimme, die verriet, daß eigentlich noch eine ganz andere Mutter in ihr steckte. Jung und fröhlich und neugierig.

---

<sup>°</sup>fang an

Der Vater sagte nichts, aber er sah festlich und wichtig aus, wie er da in dem Pappkarton mit Glasscheiben hantierte, endlich eine herauszog und sie langsam von links in den Spalt des Kastens führte.

Oh, machten jetzt alle, sogar der Großvater paffte nicht mehr, um das Bild auf der Wohnzimmertür nicht zu vernebeln. Dort war im kreisrunden Licht ein Baum zu sehen mit Blättern, die herabhingen wie ein riesiger Pilz aus Schilf, und darunter ein Heidenkind mit Baströckchen und einem Blumenkranz um den Hals. Plötzlich. Einfach so. Auf unserer Wohnzimmertür. Und der Papa hatte das gekonnt. Er konnte aber noch viel mehr. Dem lustigen Heidenkind unter der Palleme, wie der Vater sagte, folgte ein Heidenjunge mit einer Muschel in beiden Händen und dem gleichen ausgelassenen Lachen auf dem Gesicht. Dahinter schimmerte es blau wie im August.

Heiden, sagte die Großmutter unbeeindruckt, mach wigger. Mach weiter. Su jät muß mer sich net anlure am hellije Advent. Aber der Vater ließ die Glasscheibe stehen, langte die Muschel vom Wohnzimmerschrank und legte sie mir in die Hand. Schon oft hatte ich um diese Herrlichkeit gebettelt, dieses weiß-bräunlich gekantete Schneckenhaus, dieses verschnörkelte Sahnehäubchen. Immer hatte der Vater gesagt: Dat mäs de nur kapott, und mir das Stück vor die Augen gehalten, kurz, aber lang genug, um mich vor Sehnsucht zum Weinen zu bringen. Nun hielt ich die Muschel in der Hand. Sie war schöner, als sie mir aus der Ferne je erschienen war. Ich hatte ja auch nie ihr Inneres gesehen, diesen rosasilbernen, blaumetallischen Glanz, nie diese schimmernde Glätte, diese seidige Kälte gefühlt. Was waren dagegen die Miesmuscheln vom Rhein!

Su, sagte der Vater und griff nach der Muschel. Ich preßte sie an die Brust. Mit ungewöhnlicher Sanftheit nahm er sie mir aus der Hand und hielt sie an mein Ohr. Su, sagte er wieder, hal se fass.

Ich umklammerte die Muschel mit beiden Händen.

Hürs de? fragte er. Dat is dat Meer. Etwas toste und schlug an den Strand, brauste in meinen Ohren tausendmal lauter als die Pappeln auf dem Damm, und die Pallemen auf der Wohnzimmertür rauschten wie der Wind im Schilf am Rhein, und ein großer Vogel ergriff mich mit seinen Krallen und trug mich weit übers tobende Meer, dahin, wo die Heidenkinder lachten.

Jitz es et ävver jut, protestierte die Großmutter.

Jo, lommer wigger mache, stimmte die Mutter zu.

Der Bruder griff nach der Muschel.

Doför bes de noch ze kleen, wehrte der Vater ab und setzte die Muschel wieder auf den Schrank.

Der nächste Kreis zeigte eine spitze Hütte, einen umgekippten Strauß, offenbar aus Blättern von diesen Pallemen. Daneben fünf, sechs höchst vergnügte Heiden.

Häs de nix angeres als Heide, murrte die Großmutter.

Die nächste Glasscheibe zeigte drei feine Damen in langen Kleidern und mit weißen Lockenhaaren. Perücke, sagte die Großmutter. Sie hatten hervorstehende Hintern, Höcker wie die Kamele auf den Sanellabildern. Lu rens, wat die für ene Popo han, kicherte ich.

Dat is vornehm, sagte die Großmutter hochzufrieden, davon verstehts de nix.

Den Damen folgten seltsame bunte Vögel. Papajeien, sagte der Vater.

Dann kam ein Riegel mit Löwe, Tiger, Elefant.

Hoppe Reiter, hoppe Reiter, quietschte der Bruder und streckte die Ärmchen nach der Tür.

Wööd Zick, wird Zeit, dat mer schlofe jonn, sagte die Mutter.

Nur noch eent, bettelte ich, und der Vater schob noch eine Glasscheibe ein.

Mich sah er an. Mich wollte er fressen. Mich, den Düvelsbrode. Der Negerkopf, doppelt kellerfenstergroß, durch die Nase ein Knochen, die gefletschten Zähne spitz zugefeilt, Stirn und Wangen rot und ocker gestreift. Ich schrie. Verbarg den Kopf an der Schulter der Mutter. Schrie.

Do sühs de et, lachte die Großmutter schadenfroh, so sinn<sup>o</sup> de Heide us. Nä, schön es hä nit.

Ich schrie, strampelte mit den Beinen, den Kopf an die Schulter der Mutter gepreßt, die, mit dem einen Arm den Bruder haltend, mich mit dem anderen wegzustoßen suchte.

Wat häs de dann? Dat is doch blos de Dür, sagte sie unwirsch.

Der Bruder begann zu brüllen. Ich schrie. Konnte nicht aufhören. Ließ mich vom Stuhl plumpsen, schrie. Nur raus!

---

<sup>o</sup> sehen

Du bleivs hie. Mit einem Ruck setzte mich der Vater zurück auf den Stuhl. Ooje op, Augen auf, befahl er. Seine Hand packte meinen Nacken und drehte meinen Kopf zur Tür.

Ich hielt die Augen zugekniffen, zappelte. Lieber Jott, mach misch fromm, dat isch in dä Himmel komm, schrie ich, wollte weg, dahin, wo Herr Tröster war, wohin mir keiner folgen konnte, Lieber Gott, mach mich tot!

Ooje op, schrie der Vater und schüttelte mein Genick.

... dat isch in dä Himmel komm, schrie ich. Schrie, bis mir die Luft wegblieb und die Stimmen der Erwachsenen aus meinen Ohren glitten. Ich hörte sie von ferne wie durch Meeresrauschen, Muschelrauschen. Do häs de et, do häs de et, dat kütt dovon, das war die Großmutter. Loß dat Kenk los, du breschs däm dat Jeneck, die Stimme der Mutter.

Hal de Muul, fuhr der Vater die Mutter an. Esch hal dat Blaach su lang fass, bes et de Ooje opmät.\* Dat wolle mer doch ens sinn.

Die Stimmen wogten heran und hinweg, lieber Gott, mach mich fromm, mach mich tot, Himmel komm, Himmel komm. Tot. Die Wörter waren in mir, ich war die Wörter, die Wörter waren in meinem Kopf, ich war mein Kopf, sollten die da draußen mit meinem Körper machen, was sie wollten, ich war in Sicherheit, im Kopf, im Wort. Die Wörter waren mächtiger als der, der mich jetzt am Genick hochhob wie ein Karnickel, der mir den Rock hochhob und seine Hand auf meinen Hintern klatschte.

Du mäs jitz ding Ooje op, du mäs jitz ding Ooje op.

... dat isch in dä Himmel komm.

Josäff, loß dat Kenk loss. Dat Jebrüll hört mer jo bes op de Stroß. Wat sulle de Lück\*\* denke!

Die Mutter hielt meinen Körper bei den Füßen, der Vater im Genick. Mach mich tot, mach mich tot. Himmel komm, Himmel komm.

Jitz is et ävver jenuch, das war die Großmutter, sös krit et dä Pastur ze hüre. Himmel komm, Himmel komm.

Scham desch, das war der Großvater, ein schabendes Geräusch von Glas auf Metall.

---

\* Ich halte das Kind so lange fest, bis es die Augen aufmacht.

\*\*die Leute

Die Hand ließ mich los.  
Im Bett kam ich wieder zu mir.  
Kenk, Kenk, wo bes du? Die Mutter rüttelte mich an den Schul-  
tern.

Mach de Ooje op.

Ich schlug die Augen auf. Im Schein der trüben Birne hing das Gesicht der Mutter über mir, die grünen Augen stumpf vor Ärger und Angst, ein schmutzig-rosa Haarnetz hielt die Dauerwelle für den nächsten Tag zusammen.

Schlof Kenk, bade° dun mer morje widder.

Lommer jonn, sagte der Großvater am nächsten Morgen zu mir allein.

Eine frostige Sonne klammerte sich an einen nebelverhangenen Himmel und warf ihr trügerisches und trauriges Licht über die Felder, auf denen noch der Rosenkohl stand, über die nassen Wiesen, die schütterten Weiden, die ihr Laub oftmals hielten bis weit in den Februar hinein. Wir sprachen nicht viel. Nicht einmal die weiß dampfenden Linien des Atems beim Sprechen, Luftschreiben nannten wir das, munterten mich auf.

Es war ein windstillere Tag, der Rhein ein Band aus Stahl, bewegungslos bis auf die verebbenden Wellen eines fernen Kahns.

Dat he, sagte der Großvater und bückte sich, es ene Wootsteen. Ein Wutstein. Schön sin se nit. Ävver nötzlich. So lange anschauen müsse man solch einen Stein, sagte der Großvater, bis das Gesicht desjenigen erscheine, auf den man eine Mordswut habe. Un dann, der Großvater holte weit aus, schmiß mer dä Steen met däm Kopp en dä Rhing°. Dat det jut. Probier ens. Söök dir ene Steen.

Nur sekundenlang hielt ich den Stein, ein Stück schwarzer, poröser Schlacke, in der Hand. Dann verschwand der Kopf des Vaters im Rhein. Unsicher sah ich den Großvater an. Der nickte verschwörerisch und paffte seinen Krüllschnitt. Doch als ich einen zweiten Stein auflesen wollte, schüttelte er den Kopf. Nur einen auf einmal dürfe man versenken, genau überlegen müsse man seine Wahl und seine Wut, sonst verliere der Stein die Kraft. Nur einen. Ich nickte. Faßte den Großvater bei der Hand. Immer wenn der Bruder und ich geru-

---

\* beten

\*\* Rhein

fen hatten Düsseldorf!, hatte der Großvater also einen Wutstein von sich geschleudert. Immer nur einen.

Kaum zu Hause, erzählte ich alles Frau Peps. Frau Peps war meine Vertraute. Schwarz, matt, graugeschabt an den Kanten, ausrangiert von der Frau Bürgermeister, hatte sie die Großmutter noch einige Jahre in die Kirche begleitet, dann war der Schnappverschluß ausgeleierte, die Tasche nicht mehr zu gebrauchen. Da gehörte die Tasche mir. Frau Peps gehörte mir. Frau Peps war meine Freundin. Mit Birgit, Hannelore, Heidemarie konnte ich spielen; sprechen tat ich mit Frau Peps. Keiner hörte mir so geduldig zu wie sie, keiner vermochte mich zu trösten, zu besänftigen, aufzumuntern wie sie.

Frau Peps war so groß wie die Mutter und ließ ihr braunes Haar, das die Mutter kurz geschnitten trug, offen über die Schultern fallen. Sie wohnte allein in einem schönen Haus, sehr ähnlich dem der Frau Bürgermeister. Ich besuchte sie; nie sie mich. In ihrem Wohnzimmer nahmen wir als zwei feine Damen am Kaffeetisch Platz. Juten Tach, Frau Peps, sagte ich, Juten Tach, juten Tach, wurde des Grüßens, das mir im Alltag kaum über die Lippen ging, nicht müde. Frau Peps erzählte ich alles. Wußte sie wirklich nicht, daß die Großmutter gestern abend, als es ihr Mühe machte, das Kleid überm Kopf zu ziehen, dies mir nichts, dir nichts von oben bis unten einfach aufgeschnitten hatte. Jawohl. Und jetzt mußte die Mutter die Kanten säumen, Knopflöcher machen, Knöpfe annähen, und das alles mit der Hand. Ich erzählte ihr vom Vater, den man besoffen nach Hause gebracht hatte, einfach vor die Haustür gestellt, geschellt und abgehauen. Wie ein Stein sei er in den Flur gefallen und beinah noch auf die Mama drauf, als die ihm die Tür aufgemacht habe. An die Wand sei die Mutter gesprungen, den Kopf habe sie sich am Kleiderhaken blutig geschlagen und Josäff! geschrien. Nicht so laut, sagte dann Frau Peps, und ganz leise erzählte ich weiter. Vom verschwundenen Kaninchen, der gestorbenen Katze, dem geschlachteten Schaf.

Einmal, erzählte Frau Peps, war sie Eis essen in Süß' Eisdiele. Im silbernen Becher drei Kugeln, Schokolade, Vanille, Nuß, mit einem langen Löffel und einer Waffel. Ganz langsam habe sie das Eis gegessen, jedes Häufchen erst im Mund zerschmelzen lassen, bis sie geschluckt habe. Als die anderen fertig waren, habe sie noch die Hälfte im Becher gehabt. Doch die anderen seien ungeduldig gewor-

den. Ein Mann, der meinem Vater sehr ähnlich gesehen habe, sei mit seinem Löffel in ihren Becher gefahren. Josäff! habe die Frau neben ihm geschrien, aber es sei schon zu spät gewesen. Mit zwei, drei Bissen habe er das ganze Eis verschluckt. Wir waren uns einig, mit so einem Mann wolle man nichts zu tun haben, dem gehörte eine Tracht auf den nackten Popo. Der gehörte von der Erde weggehauen.

Manchmal wurde Frau Peps müde. Dann packte ich mit dem linken Arm meine rechte Schulter und rüttelte sie wach. Oder sie tat mir sehr, sehr leid. Einmal hatte sie eine der guten Sammeltassen zerbrochen, die mit dem Vergißmeinnicht, ähnlich der, die mir aus der Hand gefallen war, weil mich der Bruder gestoßen hatte, versehentlich, als ich der Mutter beim Abtrocknen half. Dafür hatte es ein paar an die Backen gegeben von der Mutter, rechts und links ein paar, und abends noch einmal vom Vater mit dem Stöckchen hinter der Uhr. Wie tat sie mir leid, die arme, verhaunte Frau Peps mit den Scherben der Tasse Vergißmeinnicht. Nicht weinen, Frau Peps, nicht weinen, murmelte ich in die dunkle Öffnung der Tasche hinein und streichelte meinen Kopf, bis Frau Peps ganz ruhig wurde und ich mit dem Gesicht auf der Tasche einschlief.

Vergangenes Jahr wäre Frau Peps fast gestorben. Es war an einem Nachmittag im Oktober, die Schatten der Bäume und Häuser wuchsen schon über Bäume und Häuser hinaus. Längst waren die Bohnen geerntet, die letzten Gurken und nun auch die Kartoffeln. Der Vater harkte das Laub zusammen. Er trug seinen blauen Drillich, die Hosen in Gummistiefeln. Der Bruder schleppte mit seinen Fingern eine Kartoffelstaude nach der anderen auf den großen Haufen. Noch war er wie ein Mädchen gekleidet, braune Löckchen bis auf die Schultern.

Wööd Zick, wird Zeit, dat die affkumme, sagte der Vater immer wieder, wenn er dem Bruder ungeschickt durchs Haar fuhr. Aber die Großmutter murmelte dann etwas von einem Engelchen, und die Mutter war ohnehin der Ansicht, besser, ich wäre als Junge, der Bruder als Mädchen geboren.

Ich saß mit Frau Peps in einiger Entfernung unterm Haselnußstrauch auf dem Sofa in ihrem Wohnzimmer und trank Kakao aus einer Nußschale mit Tulpenmuster. Haarklein erzählte ich ihr, was ich heute mittag gegessen hatte, wie viele Kartoffeln, drei, und zwei

Löffel Bohnen und ein bißchen rote Soße aus der Dose vom Hering in Tomatenmark, die sich der Vater mit dem Großvater geteilt hatte. Frau Peps schien nicht sehr interessiert. Eher an Birgits Geburtstag. Die Großmutter hatte mir verboten hinzugehen: Jebootsdaach fiere<sup>°</sup> mer nit, mir fiere Namensdaach. Ävver von däm Minsch, Minsch war die Mutter von Birgit, kann mer jo nix anderes erwade. Dat hät jo ne Evanjelische jehierod. Birgits Mutter hatte einen strammen, rotblonden Ostfriesen geheiratet, der sogar zur See gefahren war. Er lachte gern und ließ dann seine makellosen Zähne unterm Schnurrbart blitzen. Den giftigen Blicken und dem fast lautlosen ›Tach‹ der Großmutter begegnete er stets mit einem pfiffigen ›Moijn, Moijn, Frau Kringli. Er züchtete Tauben, und hinter dem Rücken der Großmutter hatte der Vater ihm erlaubt, seinen Schlag dicht neben unserem Gartenzaun zu bauen, wodurch zwischen den beiden Männern eine Verbundenheit erwuchs, die ihnen, Eingehiratete beide, in ihren Familien und in der Straße einen besseren Stand verschaffte.

Do jow et Kooche<sup>\*\*</sup>, su vell mer wollte, erzählte ich Frau Peps, un mer kunnte och noch jet met hem nämme. Un dat Birjit hatte ne Kooche mit Kääze, die hät es usjebloose. Ävver esch darf kene Jebootsdaach fiere. Ken Kääze usbloose. Keine Kerzen ausblasen. Ävver aanmake en dä Kersch, dat darf esch.

Es war dunkel geworden und kühl. Über der Pappel in Piepers Garten hing ein Stück Mond. Immer noch Kartoffelstauden hinter sich herziehend, trippelte der Bruder dem Vater zwischen die Füße, der, die Harke an die Schuppenwand gelehnt, zufrieden den Stoß aus dünnen Zweigen und verblühtem Phlox, Bohnen-, Gurken- und Kartoffellaub betrachtete. Aus einem Kanister goß er einen kurzen, kräftigen Strahl an den Rand und warf ein Streichholz dazu. Der Haufen loderte auf, der Bruder quietschte, Mutter und Großmutter liefen aus dem Haus, der Großvater folgte ihnen. Auch er hatte in diesem Jahr schon Laub verbrannt; aber einen Kanister hatte er dafür nicht gebraucht. Er hole, hatte er gesagt, das Feuer von den Sternen. Und als die Funken stoben, hatten wir mit eigenen Augen gesehen, daß sie wieder zurückwollten in den Himmel, nach Hause. Dem Feuer aus dem Kanister traute ich nicht. Aufgeschreckt von Feuerlärm und

---

<sup>°</sup> Geburtstag feiern

<sup>\*\*</sup> da gab es Kuchen

Feuerglanz, blieb ich beim Haselnußstrauch stehen und umklammerte Frau Peps.

Drömdöppe°, schrie die Großmutter und riß mich an den lodernen Haufen. Hie jiddet jet ze lure! Mach de Ooje op.

Aber ich wollte das warme Wohnzimmer von Frau Peps, meinen Platz auf ihrem weichen Sofa durchaus nicht verlassen, wollte nicht in die Dunkelheit, das grelle Licht, den Qualm hinaus. Ich trat nach den Beinen der Großmutter und rammte ihr Frau Peps mit der Schnalle gegen die Knie.

Düvelskenk, schrie die Großmutter. Der Vater riß mir die Tasche von der Brust und warf sie ins Feuer. Ich brüllte. Die Großmutter hielt mich umklammert.

Jut, dat die doll Täsch weg es, sagte die Mutter und rüttelte mich. Haal de Muul, wat solle de Lück denke.

Aber der Großvater hatte schon die Harke ergriffen und Frau Peps, funkenstiebend bereits auf dem Weg in den Himmel zu Herrn Tröster, aus dem Feuer herausgeschleudert. Flüchtig wischte er den Ruß an den Hosenbeinen ab, die Stimme der Großmutter kippte vor Wut. Mit einem Lappen aus dem Schuppen machte der Großvater Frau Peps gründlich sauber, und dann schenkte er mir noch sein großes grün-grau kariertes Taschentuch, damit ich Frau Peps polieren konnte, wie neu. Wann immer ich nun Frau Peps besuchte, breitete ich das Tuch über ihren Tisch.

Heute erzählte ich Frau Peps vom Wutstein. Auch für sie, trug sie mir auf, solle ich einen werfen. Der Mordversuch müsse gerächt werden. Lange Zeit warf ich zwei Steine. Das Gesicht des Mannes war immer dasselbe. Das Gesicht der Frau war einmal jung, einmal alt. Eines der drei Gesichter erschien in jedem Stein.



Links vom Krankenhaus stand das Leichenhäuschen, rechts der Kindergarten. Mit Frau Peps ging ich hierher nie. Der Flur war mit losem, wellig gewordenem Linoleum ausgelegt, eine Treppe führte

---

°Traumtopf, abwertend für geistesabwesenden Menschen

ins Obergeschoß, eine Tür in das große Zimmer, das Herz des Kindergartens. Im Flur roch es nach Bohnerwachs, im großen Zimmer wie das Innere eines Glases voll Lakritze. Anianas Reich. Aniana duftete nach Weihrauch, Kerzen und einem Desinfektionsmittel, mit dem die kleinen Klos im Waschraum hinter den Holzverschlagen saubergemacht wurden. Eine weiße, steife Haube bedeckte die Stirn bis zur Nasenwurzel. Ihr Gesicht sah aus wie eine Apfelhälfte. Die Augen schauten glänzend und hell, waren in ständiger Bewegung; nur beim Beten und Erzählen hielten sie inne und blickten in die Ferne, in eine andere Welt. Im Gehen hielt sie, wie die anderen Schwestern auch, ihre Hände in den weiten Ärmeln der Kutte verborgen; wie Zauberer konnten sie alles mögliche aus diesen Ärmeln hervorziehen. Gebetbücher, Buntstifte, Brillen, Taschentücher, Äpfel und Nüsse, den Rosenkranz. Anianas Mund war zu dünn, um schön zu sein, aber seine Winkel waren nach oben gebogen und wiesen so in Richtung des lieben Gottes, daß sie zu lächeln schien, auch wenn sie nachdenklich war, traurig oder ärgerlich. Und wenn sie durch den Garten lief und nach uns rief, Kinder, Kinder, kommt rein, Zeit zum Beten, Zeit zum Essen, entfaltete der Wind ein Lächeln noch in ihrem schweren schwarzen Schleier, der ihr bis in die Taille hing.

Aber wie brannten ihre Augen, wenn sie vom Teufel sprach. Teufelchen, nannte sie ihn, oder Bengelchen. Ernst nahm sie ihn schon, aber eher so wie einen kleinen, bösen Hund, dessen Gedeih und Verderb davon abhängt, ob wir ihn groß werden lassen oder nicht. Sie schaffte es, daß sich jeder von uns jederzeit tüchtig genug fühlte, es mit ihm aufzunehmen.

Vom lieben Gott erzählte Aniana auch, so, wie man von einem nahen Verwandten spricht, mit vertraulichem Respekt. Unser Gott zu Hause war der Gott der Strafe. Er sah ja auch aus wie der alte Brauereibesitzer, wohlbeleibt und gut gekämmt, mit weißem dichtem Haarkranz, weißem dichtem Bart unter blauen Augen. Spitze goldene Zacken wuchsen ihm aus dem Kopf. Umhüllt von blauen und gelben Stoffbahnen, umschwirrt von Engeln, die mit vollen Backen Blasinstrumente spielten, hing er überm Bett der Großeltern. Daß er nur einen einzigen Sohn hatte, wollte ich lange Zeit nicht glauben. Da war der Säuglings-Jesu, der jedes Jahr zu Weihnachten in der Krippe auftauchte. Dann der schöne junge Mann mit den vorquellenden braunen Augen, der das Bett der Eltern

bewachte, ein gütiges Lächeln um den welligen Spitzbart. Seine linke Hand lag auf der rechten Brustseite, und links schlug ihm sein Herz. Purpur, in Gold gefaßt, durch das Tuch hindurch! Gott gab es also dreimal. Als Baby für die Kinder, als Sohn für die Eltern und als Vater für die Großeltern. Am liebsten war mir das Baby, kam es doch nie mit leeren Händen, um sich Weihnachten lieb Kind zu machen. Der Sohn schien mir zugänglicher als der Alte, der aber letztlich das Sagen hatte, so, wie in der Gärtnerei Schönenbach der Sohn nur dann den großen Mecki markierte, wenn der Alte verreist war.

Diesem Gott ging man am besten aus dem Weg. Machte sich unsichtbar wie vor dem Vater; der Altstraßen-Gott war ebenso unberechenbar, launisch, jähzornig, unzuverlässig.

Anianas Gott glich den guten Müttern im Märchen. Die weder Feuer noch Wasser scheuten, noch den Weg in das Totenreich, die sich den Dornbusch ins Fleisch drückten bis aufs Blut, um ihr Kind zu erlösen. Nie hatte ich von einem solchen Vater gehört. Väter verschacherten ihre Töchter an Könige, wo sie Stroh zu Gold spinnen mußten, lieferten sie bösen Stiefmüttern aus. Kein Vater in meinen Märchen erlöste je sein Kind. Und der liebe Gott von Schwester Aniana sollte anders sein?

Jeden Morgen vor dem Kindergarten lief ich zu Hänjsen und gab die immergleichen Ermahnungen der Mutter an ihn weiter. Als winziges Kaninchen hatte es die Tante vom Bauernhof in Rüpprich dem Bruder und mir geschenkt. Nun war Hänjsen ein stattliches Tier mit schwarzem Fell und grüngrauen Augen. Für Hänjsen war uns der zarteste Klee, der saftigste Löwenzahn, die süßeste Möhre, das Innere vom Kohl gerade fein genug, ja, wir knappsten uns sogar die Ohren vom Osterhasen für Hänjsens Mäulchen ab, das uns so zutraulich aus der Handfläche mümmelte. Keinen Abend gingen wir schlafen, ohne einen letzten Blick auf den Riegel zu werfen, der den geräumigen, vom Großvater gezimmerten Kasten versperrte.

Bis brav, Hänjsen bis brav, dat mir keine Klagen kommen, verabschiedete ich mich auch an diesem Morgen von ihm. Hänjsen war brav. Niemals hatte es Anlaß zu Verdruß gegeben, nicht einmal der Mutter, die den Käfig sauberhielt, weil sie uns das nicht zutraute.

Schluchzend stand der Bruder an Piepers Eck, trat von einem Bein aufs andere und ruderte mit seinen dicken Ärmchen, daß ich,

meine Brottasche vor den Bauch gepreßt, ihm, so schnell ich konnte, entgegenlief.

Piepers Lebensmittelladen war das äußerste Ende der Welt. Bis hierher durfte man sich ohne Erwachsene vorwagen; dahinter verschlang kindliche Vorwitznasen der Abgrund, die Hölle, der böse Wolf. Ausgenommen war der Weg in den Kindergarten, nur auf dem linken Trottoir; hin und zurück, ohne Stehenbleiben, ohne Umweg.

Dat Hänsjen, dat Hänsjen. Dicker, weißgelber Schnodder lief dem Bruder aus der Nase. Er mußte lecken, ehe er weiterreden konnte.

Häs de kein Täshedooch? herrschte ich ihn an. Ich hatte gerade im Kindergarten gelernt, wie man sich die Nase putzt, daß man sie nicht hochzieht oder am Ärmel abwischt, oder in den Rocksaum schnäuzt.

Bertram sah mich an, als hätte ich Hottentott gesprochen, rieb sich den Rotz auf den nackten Arm, daß es dort glänzte wie von Schneckenspuren, und schluchzte nur noch lauter: Dat Hänsjen, dat Hänsjen.

Ja, wat is denn mit dem Hänsjen? Ich hatte Hunger, wollte nach Hause, essen.

Et is fott. Weg. Stille. Schluchzen.

Fott? Ja, dann müsse mer et sööke°, sagte ich, spürte, wie mein Herz anschwell, als wollte es durch Knochen und Haut aus mir herausfahren. Ich nahm Bertrams Hand. Alles war still. Niemand, der zwischen den Rosen im Vorgarten, den Johannis- und Stachelbeeren, den Bohnenstangen und Kartoffelreihen auf der Suche nach Hänsjen war. Kein Kind auf der Straße. Verlassen die Beete der Gärtnerei. Nun hielt ich es auch nicht mehr aus.

Dat Hänsjen, dat Hänsjen, wo is dat Hänsjen? stürzten wir schreiend ins Haus.

Die Großmutter saß auf der Hintertreppe und entkernte Sauerkirschen. Ihre Hände waren rot, und der rote Saft tropfte ihr von den Fingern.

Wo is dat Hänsjen?

Wir starrten die Alte an, die kaum von ihrer Schüssel aufsah.

Dat wees esch doch nit. Fott.

---

° suchen

Die Großmutter zog ihre Haarnadel aus dem Korken, blutrot vom Kirschsaft, und steckte sie wieder in den Dutt. Fierovend. Feierabend.

Das Ställchen war leer. Maschendraht und Riegel unversehrt. Ein Häufchen schwarzbrauner Köddel lag auf dem sauberen Stroh und die Möhre, mit der ich mich am Morgen von ihm verabschiedet hatte. Der Bruder heulte auf, und ich glaubte, an meinem Herzen zu ersticken.

Wat sacht denn die Mama? fragte ich Bertram und zog ihn aus dem Schuppen.

Nix. Sie sacht, dat Hänsje is fott.

Die Mutter machte sich am Spülstein zu schaffen, wusch Gläser für die Sauerkirschen.

Jo, jo, jo, et is fott, schnauzte sie, noch bevor wir etwas sagen konnten. Et is fott. Wat kann esch dann doför. Die Mutter bückte sich noch tiefer über die Gläser.

Un jitz joht spille. Geht spielen. Jliesch kütt der Opa heem, dann jüt et Esse.

Der Großvater war von Hänschens Verschwinden nicht minder überrascht als Bertram und ich. Er nahm die Großmutter beiseite, dann strich er uns über die Köpfe und versprach uns einen Gang an den Rhein.

Abends gingen wir noch einmal zu Hänschens Kasten. Legten frischen Löwenzahn und Sauerampfer hinein. Sperrten die Maschendrahthälften weit auf.

Lange konnten wir nicht einschlafen. Ich holte einen Buchstein aus der Schachtel im Nachttisch und las dem Bruder vor, was Hänschen am heutigen Tage erlebt hatte, wie er in den Feldern und Wiesen hinter dem Kirchhof, den zu erreichen ihm ein leichtes gewesen, auf Kameraden gestoßen sei, hübsche Kaninchen, Jungen und Mädchen, mit denen er Fangen und Verstecken gespielt und wunderbar leckeren Klee gefressen habe, bis mein Herz Satz für Satz wieder auf seine natürliche Größe zusammenschrumpfte.

Am nächsten Morgen war auch Hänschens Kasten fort. Die Erwachsenen taten, als wäre nichts geschehen.

Im Kindergarten warf ich mich in Anianas Arme, und als die Kinder einen neugierigen Kreis um uns bildeten, nahm sie mich beiseite

und tröstete mich, so gut sie es vermochte. Ihre Handflächen waren seidig, weich und warm wie Hänschens Fell.

Wir wollen für Hänsjen beten, sagte sie. Damit es ihm gut gehe, wohin ihn der liebe Gott auch immer geschickt hat. Amen. Wer weiß, ob er nicht schon bald wieder bei dir ist.

Ich betete für Hänschen mit Aniana und abends noch einmal mit dem Bruder. Heimlich. Für ein Tier zu beten, hätte die Großmutter nie erlaubt.

Wir beteten am Donnerstag, wir beteten am Freitag, am Samstag. Dann war Hänschen wieder da. Zumindest zur Hälfte. Nach der Rindfleischsuppe kam es auf den Tisch, kehrte uns den Rücken zu, lag da und duftete wie nie zuvor in seinem Leben.

Hänsjen! schrie ich und wollte von der Holzbank springen, weg von diesem Tisch, diesem Geruch.

Wo? schrie der Bruder, der glaubte, ich hätte es draußen gesehen. Hänsje! schrie er und wollte ebenfalls weg.

Wir kamen beide nicht weit. Mich drückte der Vater nieder, den Bruder zog die Großmutter frohlockend unterm Tisch hervor.

Ihr bliet setze, herrschte der Vater uns an. Un jitz wird jejässe.

Esch han kenne Honger, sagte ich. Dat is et Hänsjen. Und ihr hat dat die janze Zick jewoß.

Die Hand des Vaters in meinem Nacken, das Messer der Großmutter im Fleisch auf dem Tisch, mein Herz so weit, viel weiter als meine enge Brust, mein Herz so groß, mein Herz sich umstülpend, bis ich in meinem Herzen saß wie in einer Blase und alles um mich herum unscharf wurde. Der Braten, das Messer, der plärrende Bruder, die an ihren Fleischbrocken würgende Mutter verschwammen, dann spürte ich die Hand des Vaters nicht länger und glitt bewußtlos unter den Tisch.

Gott hatte mein Gebet erhört. Ich hatte Hänschen wiedergesehen. Aber ich hatte nicht für einen Braten gebetet. Von nun an formulierte ich meine Gebete so genau wie möglich. Wenn man im Himmel etwas erreichen wollte, mußte man den lieben Gott festnageln, durfte ihm kein Schlupfloch lassen für irgendwelche Alleingänge. Zu der ohnmächtigen Wut über die Erwachsenen kam ein fast verächtlicher Zorn auf den lieben Gott. Er war ein Trickser.

Ich bekam Hänschen am Sonntag abend wieder vorgesetzt, man tischte mir Hänschen beim Frühstück, Mittag-, Abendessen auf. Ich

rührte Hänschen nicht an. Es gab Hänschen am Montag, am Dienstag. Vergeblich. Am Mittwoch gab es Prügel. Nachmittags fiel ich im Kindergarten um. Aniana brachte mich nach Hause. Abends gab es wieder normale Kost.

Aniana war es auch, die Gottes Ansehen bei mir wiederherstellte. Notdürftig. Nicht ER, sondern der Onkel, Onkel Schäng, der auch unsere Hühner schlachtete, habe seine Hand im Spiel gehabt, und zwar mit einem Kantenschlag ins Genick.

Dä Kning<sup>\*</sup> hät nix jemerck, bestätigte die Mutter und bleckte die Zähne, als lächelte sie.

Gott blieb gut. Böse war der Mensch. Aber wenn Gott allmächtig war, warum ließ er dann den Onkel am Leben? Und Hänschen nicht?

Am nächsten Morgen lief ich auf dem rechten Trottoir zum Kindergarten. Hüpfte zickzack über die Straße. Machte sogar einen Umweg am Kirchhof vorbei. Als ich nach Hause kam, wußte die Mutter Bescheid, schimpfte. Die Tante auf ihrem Fahrrad hatte mich gesehen. Sonst geschah nichts.

Mit weit in den Nacken gelegtem Kopf streckte ich die Zunge heraus. Im Lindenbaum vor Piepers Laden keckerte eine Elster. Ich machte die Zunge so lang und spitz wie möglich.

Dem lieben Gott war es offensichtlich egal, ob ich den Bürgersteig rechts oder links benutzte, sogar daß ich Ihm die Zunge rausstreckte, ließ ihn kalt. Oder hatte er wirklich, wie Aniana nicht müde wurde zu versichern, alle Kinder lieb? Auch die bösen. Die, die dem Düvel us dä Kiep jespronge waren.

Am Samstag gingen wir mit dem Großvater an den Rhein. Lange hielt ich den häßlichsten Stein, einen grauschwarzen knubbeligen Buckel, in beiden Händen. Dem Gesicht des Onkels wuchs ein weißer Bart, aus seiner Halbglatze brachen goldene Strahlen. Ich streckte noch einmal die Zunge in den Himmel. Dann warf ich den Stein in den Rhein. Dicht neben meinem schlug der Stein des Großvaters ein.



---

\* das Kaninchen

Es war die schönste Vase, die ich je gesehen hatte. Einem bauchigen Oval entstieg ein langer, schmaler Hals, der sich tulpenförmig öffnete, grünes Glas mit goldenen Einsprengseln, Danziger Goldwasser, im Schütteln gefroren. Sie stand im Zimmer, das nur bei besonderen Gelegenheiten benutzt wurde, wenn das Kasperle kam oder der Nikolaus. Wir hatten auch zu Hause Vasen, zwei Stück, aus Beständen des Bürgermeisterhaushalts. Sie lagerten wohlverpackt auf dem Speicher und wurden nur für die Altäre der drei Prozessionen heruntergeholt. Dort konnte ich sie im Vorübergehen erspähen, mit den schönsten Blumen aus dem Garten.

Sobald ich im Kindergarten das gute Zimmer, wie es genannt wurde, betrat, hatte ich nur Augen für die grüne Vase. Sie stand auf einer Kommode, kaum höher als ich, zwischen Tannenzapfenmännchen und einer gipsernen Mutter Gottes, einem dreiarmligen Kerzenleuchter und anderen größeren und kleineren Vasen aus Glas und Ton. Wer hat aus meiner Vase getrunken? hatte ich gefragt, als ich einmal beim Märchenerzählen den dritten Zwerg in Schneewittchen sprechen durfte.

Im ersten Stockwerk residierte Schwester Bertholdis. Sie hielt mit zwei Mädchen aus dem Dorf die Wäsche der Schwestern und des Krankenhauses in Schuß. Sie war groß und hatte ein scharf geschnittenes, herrisches Gesicht. Von allen Nonnen ragte einzig ihre Nase aus Schleier und steifer Haube heraus. Sie machte lange, unwürdige Schritte, und ihre laute, dunkle Stimme schallte weithin. Bertholdis kommandierte in reinem Hochdeutsch, und ihre klaren blauen Augen kommandierten mit. Sie sei ein Findelkind, munkelte man, womöglich von höherer Geburt. Vor ihr hatten alle Respekt. Mir war sie unheimlich, wenn sich ihre dünnen, gelben, zerstochnen Finger wie eine Krake auf meinen Kopf herabsenkten und durch meine Haare fuhren. Mitunter zog sie mich zu kleinen Aufgaben heran, worum mich die anderen Mädchen mit einer Mischung aus Furcht und Mißgunst beneideten.

An diesem Tag half ich ihr, Zierdeckchen von Tischen, Kommoden und Kissen gegen frisch gewaschene und gestärkte auszutauschen. Ich liebte den Geruch der Räume im ersten Stock, den Geruch gebügelter Wäsche mit ihrem Hauch Lavendel und Kölnisch Wasser, liebte den Blick in die hohen weißen Schränke auf die kantenscharf gestapelten Handtücher, Betttücher, Tisch- und Taschentücher, Bett-

und Kissenbezüge, weiß und glatt und in endloser Fülle. Zu Hause waren die Handtücher blaugrau kariert und hart, das Bettzeug aus buntem Biber im Winter und im Sommer aus rot- oder blau-weiß gewürfelter Baumwolle.

In einem kleineren Schrank wurden die Altardecken für das Kapellchen aufbewahrt und die Leichenhemden der Schwestern. Das ihre holte Schwester Bertholdis einmal heraus, faltete es langsam auseinander und hielt es sich vor den langen Körper. So sehe ich im Himmel aus, liebe Hildegard, sagte sie und flatterte mit den Ärmeln. Ich lachte laut heraus, und sie rollte das Hemd mißbilligend wieder zusammen.

Zierdeckchen mußten auch im guten Zimmer des Kindergartens ausgelegt werden. Jedesmal, wenn ich eines unter die grüne Vase schob, genoß ich unsere Berührung stärker, spürte ihr Glas glatter und kühler als zuvor, fuhr mit dem Finger die Kurve des Ovals, die Steigung der Röhre lustvoll nach, fühlte die goldenen Bläschen unter der Fingerkuppe prickeln. Schwester Bertholdis ließ mich gewähren. Alle anderen Deckchen verteilte ich, fast ohne hinzusehen. Zur Belohnung durfte ich ein Plätzchen aus der Blechbüchse greifen.

Diesmal hatte Bertholdis vergessen, das gute Zimmer abzuschließen. Ich hatte es gesehen und geschwiegen. Daß ich mich, kurz vorm Nachhauseweg, noch einmal zum ›Austreten‹, so sollten wir sagen, meldete, war nichts Besonderes: Benutzte ich eines der kleinen Porzellanklos, auf denen ich sitzen konnte, ohne mit den Füßen im Leeren zu baumeln, mußte ich einmal weniger auf das Plumpsklo daheim, ein fensterloses, etwa eineinhalb Quadratmeter großes Gelaß neben dem Haus, durch das Dreieck in der Holztür nur spärlich erleuchtet. Der etwa kniehohe Bretterkasten reichte von einer Seite zur anderen, hatte ein kreisrundes Loch, groß genug für einen erwachsenen Hintern, und war mit einem Deckel zu schließen wie ein Topf. Rechts stand der gleiche für uns Kinder, so niedrig, daß ich dort nur mit hoch angezogenen Knien hocken konnte, den Hintern tief in das Loch gepreßt und zugleich bemüht, Berührungen mit Spuren der Vorgänger zu vermeiden. Ich zog es daher vor, über dem Erwachsenenklo zu balancieren, die Füße in der Luft, die Arme Halt suchend nach links und rechts gestemmt, den Atem anhaltend, bis ich endlich soweit war, um nach dem akkurat geschnittenen Zeitungsstück zu greifen. Im Sommer war der Gestank satt und faulig,

im Winter blies der Wind den Schnee bis vor die Tür, und der Deckel war oft angefroren. Mit einem großen Schraubenzieher, der griffbereit auf dem Boden lag, mußte er von dem Sitzloch hochgehelt werden. Dann sah ich abends durch das Dreieck bisweilen einen einzelnen Stern und fühlte mich seltsam getröstet.

Doch lieber verschwand ich im Kindergarten hinter der halbhohen Tür und wusch mir nachher an einem der kleinen Becken ausgiebig die Hände, wie es sich gehörte. Zu Hause gab es nur einen Wasserhahn, den am Spülstein. Mehr als einmal Hände waschen täglich war Verschwendung und nur in Notfällen erlaubt. Ohnehin konnte ich an den Kran nicht heranreichen.

Diesmal hielt ich mich nicht mit Händewaschen auf. Ich legte die Hand auf die Klinke der Tür zum guten Zimmer, drückte sie vorsichtig nach unten, die Tür gab nach. Die Sonne schien durch die beiden kleinen Fenster mit den dünnen weißen Gardinen und schnitt das Zimmer in vier Teile, zwei Viertel Licht, zwei Viertel Schatten, und alle vom Licht berührten Gegenstände schienen darin zu schwimmen und schillerten, als gehörten sie ins Wasser zu Nixen und Meerjungfrauen. Die grüne Vase atmete.

Ich zog das Deckchen mit der Vase bis an den Rand der Kommode. Das alte Holz knarrte. Ich nahm die Vase in die Hand, in beide Hände. Rollte ihre bauchige Wölbung abwechselnd über meine Wangen. Gewitter lagen in der Luft. Kühl schmiegte sich das Glas an meine Haut. Ich streckte die Zunge heraus und leckte die Vase wie Eis, sie schmeckte metallisch. In der Ferne murmelte Donner. Ich stellte die Vase zurück. Mit ihrer größeren Fläche setzte ich sie auf dem Zierdeckchen ab, das brettsteif gestärkt über die Kante ragte. Die Vase kippte, fiel, zersplitterte. Es war sehr still, sehr heiß, von weitem die Stimme des Lumpensammlers, Lump, Eis-, -pier! Ich hörte Aniana, die die Kinder aus dem Sandkasten zum Händewaschen rief und zum Beten.

Ja, Hildegard, sagte die Schwester und legte mir die Hand auf die Stirn. Ich hab dich schon vermißt. Wo hast du gesteckt?

Sie erwartete keine Antwort, zeigte zum Himmel.

Jetzt wird gebetet, und dann schnell nach Hause. Das gibt ein tüchtiges Gewitter, es steht schon über Mronz.

Gewitter kamen meist von Westen, über den Rhein, und blieben gern in unserer Gegend zwischen dem Wasser und den Anhöhen des

Bergischen Landes hängen. Der Himmel war gelb, die Wolken graue Pilze mit scharfen, dunklen Rändern. Der Wind hatte sich gelegt, und die Luft roch schon versengt nach verbrannter Milch. Wir bekreuzigten uns, um die Schwester geschart, ein furchtsames Häufchen, beteten unterm tückisch anrollenden Donner eilig: ›Mein Herz ist rein. Ach, meins war es nicht.

Große runde Tropfen fielen, noch im Sonnenlicht, auf das heiße Wellblech des Wartehäuschens, fleckten den aufgeweichten Asphalt. In heller Aufregung rannten Schönenbachs Gänse mit ihren Jungen über die Straße in den Schutz der Bäume im Garten.

Die Großmutter hatte schon Türen und Fenster geschlossen, die Speisen weggeräumt. Bei Gewitter durfte nicht gegessen werden. Vater und Mutter, der Großvater und der Bruder saßen in der Küche um den Tisch, die Erwachsenen hielten die Rosenkränze in den Händen. Die Schutzkräuter lagen bereit. Jedes Jahr am ersten Sonntag nach Mariä Himmelfahrt gingen wir mit Sträußen von Rainfarn, Wermut, Schafgarbe, Goldrute und Johanniskraut ins Hochamt zur Weihe. Danach hingen die Bündel neben dem Tabak des Großvaters, neben Pfefferminze und Kamille unter dem Verandadach. Gewitterkräuter durften nicht ausgehen. Nach heißen Sommern war der Vorrat am Tag der neuen Weihe fast aufgezehrt.

Das Feuer im Herd, das summers wie winters brannte, war angefacht, die Platte glühte. Unter dem Kreuz mit dem geweihten Buchsbaum flackerte der Docht im Öl durch das rot gefärbte Glas. Ich drückte mich neben den Bruder auf die Bank.

Dä, sagte die Großmutter und gab mir den Rosenkranz, den sie auf einer Wallfahrt nach Kevelaer gefunden hatte. Das Kreuz war verbogen, Jesus und die dritte Perle der ersten drei ›Vater unser fehlten.

Blitzte es, begann die Großmutter laut zu zählen. Kam sie zwischen Blitz und Donner nur noch bis zehn, griff sie nach dem Rosenkranz und bekreuzigte sich. Wir bekreuzigten uns. ›Der für uns ist gezeißelt worden, sagte die Großmutter mit fester Stimme. Bei Gewitter kam kein anderer als der schmerzreiche Rosenkranz in Frage. ›Der für uns ist gezeißelt worden, sagten wir. Es blitzte. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, unterbrach die Großmutter das Glaubensbekenntnis. Donner. ›Abgestiegen zu der Hölle, leierten die Erwachsenen. Blitz. Eins, zwei, drei, vier,

fünf, Donner. Die Großmutter stand auf. Bei fünf war das Gewitter über dem Rhein.

Dat kütt nit övver dat Berjische, sagte der Vater. Dat hänk jitz övver us, ergänzte die Mutter. Die Großmutter warf dem Vater einen vernichtenden Blick zu. Sprechen bei Gewitter war verboten. Nur Beten erlaubt.

Noch einmal fuhr die Großmutter mit dem Feuerhaken in die Glut. Dann zerrieb sie die geweihten Kräuter über der Herdplatte. Blitz. Wir beteten lauter. Donner. Rauch in dicken Schwaden stieg auf, würziger Duft biß in die Luft, biß in Luftröhre und Lunge. Es blitzte. Donnerte. Blitz und Donner lagen nun fast aufeinander. Das Haus erbebt, als würde an Piepers Eck eine riesige Trommel geschlagen. ›Heilige Maria, Mutter Gottes‹, husteten wir, Blitz, ›der für uns, Donner‹, ›ist geißelt worden.‹ Zehnmal. Donner, ›der für uns mit‹, Blitz, ›Dornen‹, Donner, ›gekrönt worden ist.‹ Zehnmal. Blitz, ›der für uns das‹, Donner, ›schwere Kreuz getragen‹, Blitz, ›hat‹, Donner. Zehnmal. ›Der‹, Blitz, ›für, Donner, ›uns am‹, Blitz, ›Kreuz‹, Donner, ›gestorben ist.‹ Zehnmal. ›Heilige Maria, Mutter‹, Blitz, ›Gottes‹, Donner, ›bitte für uns Sünder‹, Blitzdonner, Blitzblitzdonner, Blitzblitz, ›jetzt und in der Stunde ...‹

Do hät et enjeschlaje! schrie die Mutter.

Maria! rügte die Großmutter, ›unseres Todes. Amen.‹

Sobald das Gewitter nachließ, wurden die Gebete wieder unterbrochen, um den Abstand zwischen Blitz und Donner zu messen. Bei zehn hörte man auf. Mitten in einem Gesetz. Bei fünfzehn riß die Mutter die Fenster auf und band sich ihre Halbschürze wieder vor den Kittel. Der Vater machte, daß er rauskam. Die Großmutter schob die beiden inneren Ringe der Herdplatte mit dem Feuerhaken beiseite und fegte die feine Kräuterasche in die Glut. Lange noch schnüffelte ich dem Duft gottgeweihter Gefahr hinterher.

Kaum hörte es heute zu regnen auf, ergriff ich Frau Peps, hockte mich hintern Hühnerstall und erzählte ihr noch einmal die Geschichte von der Sammeltasse. Der Tasse mit Vergißmeinnichtgirlanden um Goldbuchstaben ›Fern gedenk ich Dein‹, die der Vater der Mutter geschenkt hatte, als sie sich noch in den Rheinwiesen trafen.

Die Tasse war in sieben glatte Stücke zerbrochen. Ich trug sie zum Großvater.

Kanns de die widder janz mache eh der Papa kütt? schluchzte ich. Nu, nu, sagte der Großvater und kaute auf seinem Pfeifenstiel. Kalt rauchen, nannte er das.

Loß ens sinn. Er fügte die Scherben zusammen, die Tasse stand wieder vor uns. Ich klatschte in die Hände.

Nä, Kenk, so flöck<sup>°</sup> jeht dat nit, dat muß esch lieme<sup>°°</sup>, und dann muß et drüje<sup>°°°</sup>. Dat durt e paar Daach.

Opa, schluchzte ich, die Mama sät et dem Papa, un esch kann doch nix dofür.

Nu waat ens aff, sagte der Großvater. Et is doch nur en Taß. Esch kall<sup>°°°°</sup> ens met däm.

Misch desch do nit in. Dat jeht desch nix an, fuhr die Mutter dazwischen und raffte die Scherben an sich.

Ich wich dem Großvater nicht von der Seite. Sogar zum Lachen brachte er mich mit seiner Geschichte vom Mann, dessen Nase, sooft er kleine Kinder verhaute, ein Stück länger wurde. Viele Male mußte er sie sich um den Hals wickeln, um nicht mit eigenen Füßen darauf zu treten, und schließlich erwürgte er sich mit seiner eigenen Nase.

Abends zerrte mich der Vater am Großvater vorbei ins Wohnzimmer. Die Mutter hob das Röckchen hoch und hielt mich fest. Das Stöckchen sauste vierzehnmal, für jede Scherbe zweimal, einmal für Papa, einmal für Mama.

Ich hatte dies Frau Peps schon oft erzählt. Jedesmal tat es weniger weh. Jedesmal graute mir weniger vor dem Mann mit dem Stöckchen hinter der Uhr, beinah nicht mehr als vor dem Menschenfresser im Märchen.

Frau Peps wußte für mich und die grüne Vase keinen Rat. Außer beten. Ich folgte ihr, halbherzig. Gebete hatten nur eine Chance, wenn das Erflehte eine Sache zwischen Gott und mir blieb. Versprach ich ihm, die drei Strophen des neuen Gebets jeden Tag einmal herzusagen, sorgte er dafür, daß ich sie am Ende der Woche auswendig wußte. Zwischen mir, Gott und der grünen Vase stand Aniana.

---

<sup>°</sup>flott  
<sup>°°</sup>leimen  
<sup>°°°</sup>trocknen  
<sup>°°°°</sup>ich rede

Nachts träumte ich häufig von goldenen Münzen, wühlte sie aus dem Dreck im Rinnstein und versteckte sie im Strumpf unterm Fuß. In dieser Nacht träumte ich von grünen Vasen. Sie ließen sich pflücken wie reife Früchte und schlecken wie Eis. Sie schwammen im Rhein, kleine grüne Kaulquappen-Vasen, man konnte sie mit Marmeladengläsern fangen und nach Hause tragen, und die zappelnden Blätter der Pappeln am Damm waren bauchige Vasen, golden gesprenkelt vom Sonnenlicht.

Nur für kurze Zeit hatte das Gewitter Abkühlung gebracht. Die Regentonne lief über, ein Sturzbach, roch nach Eis und Blumen und dem Tau der Nacht. In den flachen Pfützen badeten Spatzen.

Hät dat Kenk Fever? fragte die Großmutter und legte mir ihre Lippen auf die Stirn, als sie mir das Brottäschchen umhängte.

Nä, entschied sie, et es heeß, treck<sup>o</sup> de Jack us.

Im Kindergarten lief ich gleich zum guten Zimmer. Die Tür war verschlossen.

Draußen hatten sich alle schon um Aniana versammelt. Wir saßen im Gras unter der Kastanie, beteten ›Ich bin klein, mein Herz ist rein‹, sangen das Lied vom Fähnchen auf dem Turme, matt und kraftlos drehten wir unsere Händchen im Wind, der nicht wehte. In meinem Kopf wirbelten Türklinken, Vasen, Scherben durcheinander, als Aniana begann, einfach so, aus dem Kopf, ohne Buch, es war einmal ... Eine Vase, hätte ich beinah geschrien, aber ich hielt mir beide Fäuste vor den Mund und schaute Aniana verzweifelt an. Es war einmal eine Frau, der brachte eines schönen Tages ihr lieber Mann ein ganzes, sauber gerupftes Huhn mit nach Hause. Das sollte sie braten, damit man sich am Abend daran gütlich tun könnte. Nun briet die Frau das Huhn knusprig und braun, innen aber ganz saftig. Und als es so aus der Backröhre kam, duftend und dampfend, sprach sie zu sich: Nun, so werde ich von meinem Teile schon einmal kosten dürfen, ob es denn auch mundet, riß ein Hühnerbein ab und biß hinein. Es schmeckte köstlich, und die Frau sagte zu sich: Nun weiß ich, wie das dunkle Fleisch am Bein schmeckt. Aber weiß ich denn, wie das weiße Fleisch der Brust schmeckt? Aniana machte eine Pause. Habt ihr alle eure Butterbrote dabei? Dann wollen wir jetzt einmal kräftig hineinbeißen.

---

<sup>o</sup> zieh

Stück für Stück verzehrte die Frau erst ihre Hälfte vom Huhn, dann die ihres Mannes, und wir aßen mit, saftigen Hühnerbraten statt Graubrot mit Rübenkraut und Holländerkäse. Ich schmeckte nichts. Mir war schlecht, genau wie der Frau mit einem ganzen Huhn im Magen und Angst vor ihrem Mann.

Ihr Herz wird schwer, fuhr Aniana fort, und ihr Kopf wird schwer, ihre Füße, ihre Beine und ihr Bauch werden schwer. Tiefe Kuhlen entstehen, wo die Frau auf die Wiese tritt, um die Ziege in den Stall zu holen. So aber kann es gehen, wenn man etwas auf dem Herzen hat, das man nicht laut zu sagen wagt.

Aniana machte eine Pause.

Es wurde Abend und die Frau so schwer, daß sie sich nicht mehr zu rühren wagt. Als der Mann nach Hause kommt, will sie aufstehen, da bricht der Stuhl unter ihr zusammen. Der Mann will ihr aufhelfen, muß sie aber wieder herunterplumpsen lassen.

Kaum aber hat die Frau ihrem Mann gebeichtet, fällt alles Schwere von ihr ab, ist ihr leichter als je zuvor. Sie schwor sich, nie wieder zu verschweigen, was sie auf dem Herzen hätte. Denn wem das Herz schwer ist, dem ist alles schwer.

Während der letzten Sätze hatte die Kirchturmuhr zwölfmal geschlagen.

Heute kommt das Gewitter schon früher, Kinder, sagte Aniana. Am besten, ihr geht jetzt gleich nach Hause.

Wenn der Kindergarten zu Ende ging, wurde gebetet. Wir faßten uns reihum an den Händen, die wir feierlich gewichtig schüttelten, und zwitscherten: Auf Wiedersehen mit Gott.

Mit Gott, liebe Kinder, wiederholte Aniana, kommt gut nach Hause.

Anianas Wünsche trugen so viel Kraft in sich, daß sie ein Segen waren.

Ich verbrachte den Nachmittag mit Frau Peps im sachten Trommeln der Tropfen aufs Blechdach unterm Schuppen. Draußen spielten der Bruder und die Nachbarskinder Schweinekoben. Wie gerne hätte ich mitgemacht, mich, nackt bis auf ein Unterhöschen, in dem warmen schlammigen Wasser gewälzt, das sich bei jedem Regenguß in den tiefen Schlaglöchern der Straße ansammelte. Ich traute mich nicht. Mein Herz war schwer, gefährlich schwer. Meine Fußstapfen in der aufgeweichten Straße teuflisch tief.

Am nächsten Morgen lief ich Aniana entgegen.

Die grüne Vase, stieß ich hervor.

Ja? Sie sah mich an. Sie wußte alles.

Esch han se kapott jemat, stieß ich hervor, zog den Hals zwischen die Schultern und machte den Rücken krumm, als mir die Hand der Schwester unters Kinn griff und den widerstrebenden Kopf langsam und sanft nach oben drückte. Sekundenlang glaubte ich, in das Antlitz der Mutter Gottes aus dem Rheinkapellchen zu sehen, wenn die Sonne durch die bunten Glasscheiben fällt.

Danke, sagte Aniana, und strich mir mit der Hand, trocken und warm wie die Blätter vom Apfelbaum im Sommer, über die Stirn. Mein Herz so leicht, daß ich davonflog mit den Ahornnasen bis zu Haus ans Gartentor. Da stand die Mutter und fragte: Wat wills de hie ald su fröh? Kunnte se desch nit mi ushale, nicht mehr aushalten?



Mit Puppen hatte ich kein Glück.

›Josef, lieber Josef mein‹, sollte ich singen und dazu eine Puppe hin- und herbewegen, Mutter Maria im Krippenspiel.

Siehst du, so mußst du das Jesuskind halten, sagte Aniana bei der ersten Probe zu mir. Sie legte sich das Bündel in die Beuge des linken Arms, hob und senkte es weich und schwingend nach rechts und links.

So, sagte sie und gab mir die Puppe.

›Josef, lieber Josef mein‹, begann ich und ruckte die Puppe mit ausgestreckten Armen auf und ab.

Nein, Hildegard, unterbrach Aniana mich. Du hast dein Kindchen doch lieb, du mußt es an dich drücken.

Ich drückte, daß mir die Luft zum Singen wegblieb.

Ach, Kind. Aniana setzte mich in ihren Schoß mitsamt der Puppe und wiegte mich, als wäre ich noch ganz klein. Ihr schwarzes Gewand um mich herum wie der Mantel der Mutter Maria, ihr Geruch nach Weihrauch, Kernseife und sauren Äpfeln. Aus diesen Armen wollte ich nie mehr heraus.

Zu Hause hatte ich eine Puppe mit Porzellankopf, gelben, strohigen Haaren, blaustarrenden Augen und einem Balg aus Stoff, lachs-

farben wie die Korsetts, die die Tante vom Wäschemann kaufte, nur aus stumpferem Material und schon etwas schmutzig. Ich fütterte ihr einen Haufen Plätzchen, bis sie einen verdorbenen Magen hatte und alles wieder ausspucken sollte. Ich redete ihr gut zu. Ihr rosiges Mündchen öffnete sich nicht. Was blieb mir übrig, als nachzusehen, wo das Gebäck geblieben war. Aus dem Balg rieselte aber nur kleingehacktes Stroh. Ich erhob ein Geschrei, die Mutter, die Großmutter stürzten herbei, schimpfend, und ein paar rechts, ein paar links. Waat, bes dä Papp no Huus kütt.

Ich rührte die Puppe nicht mehr an, ließ sie sitzen in ihrem weinroten Taftkleid, ihrem zugestopften Balg, ließ sie grinsen und unschuldig tun. Ihr hatte ich drei auf die linke, drei auf die rechte Hand mit dem Stöckchen zu verdanken. Mit Puppen war ich fertig.

Im Sommer darauf luden uns die Rüprricher, die Schwestern und Nichten und Neffen meines Vaters und sein Stiefvater, zu einem Ausflug nach Schloß Burg ein. Der Vater meines Vaters hatte sich kurz nach der Geburt des dreizehnten Kindes die Kehle durchgeschnitten. Mit demselben Messer wie für die Ferkel, fügte Tante Angela, die Schwester meines Vaters, jedesmal mit schauernder Lust hinzu. Die Mutter hatte später den Großknecht geheiratet. Mein Vater, damals elf, lief ein paarmal von zu Hause weg, versuchte, eine Tante in der Eifel zu erreichen, wo er nach dem Selbstmord des Vaters ein paar Monate gelebt hatte.

Der Großvater aus Rüprrich verstand von Schweinen und Kühen mehr als von Kindern und teilte die Menschheit in Herren und Knechte. Kinder zählten zu den Knechten. Im Unterschied zu dem Großvater im Haus nannten der Bruder und ich ihn den falschen Großvater. Er war ein schöner alter Mann mit schneeweißem Haar, das ihm in einer Locke in die Stirn fiel, dunkelblauen Augen und einer scharfen Nase, Lippen, die rot und voll wie die eines jungen Mannes aus seinem Bart hervorschauten. Ein Bauer wie aus dem Bilderbuch oder wie der Oberförster, der im Märchen dem bösen Wolf den Garaus macht. Er hielt sich sehr aufrecht, und seine Bewegungen waren hölzern und abgehackt wie seine Stimme, die ich fürchtete. Aber er war leicht zufriedenzustellen, der schöne Mann, wußte nichts anzufangen mit den Enkeln vom Stiefsohn, und suchte doch für die wenigen Stunden unserer seltenen Besuche seine Großvaterrolle so gut wie möglich zu spielen. Also ließ er jedesmal etwas sprin-

gen, wie die Mutter es nannte. Wat hät he denn diesmol springe loße, war ihre erste Frage, wenn wir die Tür des Bauernhauses hinter uns zugezogen hatten und sie mir die Hand aufbog, die sich um eine Münze krampfte.

Nach Schloß Burg fuhr man, um die Burg zu besuchen. Den Fußweg zur Burg säumten Buden mit Lebkuchenherzen ›Ewig Dein‹, Anstecknadeln für Ausflugs-käppchen und Muschelkästchen, Schmuck aus geschliffenen Rheinkieseln, Märchenbauklötze, Bällchen an Gummibändern, Diabolos. Vor einer Bude mit Puppen blieben wir stehen. Da saßen sie, all die feinen Fräuleins mit wallenden Locken, Unschuldslächeln, Kulleraugen. Holländerinnen in Holzschuhen und spitzen Hauben, Schwarzwälderinnen mit Bollenhut und schwarzem Mieder, Rotkäppchen, ihr Körbchen im Arm, Bräute, gekrönt von Diademen, daran Schleppe, dünn wie Gardinen. Ich mochte sie nicht. Sie waren Bälger aus Stroh, ohne Herz.

Mein Blick fiel auf ein kleines Ding in der Ecke, nur etwa ein Viertel so groß wie die protzigen Schwestern, wenn es denn Schwestern waren. Denn das kleine Ding war schwarz und bis auf ein Röckchen aus bunten Bastfäden nackt.

Da, Opa, sagte ich, dat Heidenkind do.

Wo?

Do in de Eck.

Der Verkäufer hatte schon begriffen, blies dem Püppchen über den Kopf und wischte es am Hosenbein ab.

Jo, dat schwatte soll et sein, woll, dienerte er im Tonfall des Bergischen Landes. Dat ist ja janz wat Apartes.

Nä, Heldejaad, wat wills de dann mit nem Näjer, do mußte ävver lang für bäde, bes dat dä wieß wird, frozzelte mein Vetter, der gerade eine Lehre bei Schneiders Willi in der Schmiede angefangen hatte. Sein mit Wasser straff nach hinten gekämmtes schwarzes Haar wuchs ihm in einem spitzen Winkel tief in die Stirn, was ihn, zumal seine Augen ein wenig schräg standen, dem Teufel in der Bibel ähnlich machte.

Ph, stieß ich hervor, wie immer, wenn ich meinen Willen durchsetzen wollte, und wußte, daß Erklärungen oder Bitten zwecklos waren.

Waröm soll dat Kenk dann keen Näjerpopp han? mischte sich jetzt Tante Angela ein. Sie hatte sofort begriffen, daß dieser Ladenhüter weit billiger war als alle anderen.

Heldejaad, das war jetzt die Mutter, warum nimmste dann nit das Prinzessje? Du häs et doch so mit de Prinze und Künnije.

Allein diese Bemerkung verstärkte meinen Wunsch nach dem Ding aus der Ecke mit den dicken roten Lippen, runden schwarzweißen Augen, grinsend und glänzend aus propperem Zelluloid.

Opa, bettelte ich, dat Näjerlein jefällt mir. Esch will och für et bäde.

Wenn dat so es, sagte der falsche Großvater, dann krischs de jitz dat Pöppsche, und dann koofe mer noch ene Rosekranz. Zum Bäde. Dann wolle mer ens affwade, ob du et wieß jebät krischs.

Opa, jauchzte ich und umfaßte sein Knie. Den Rosenkranz gab es gleich in der Bude daneben. Ich wählte einen aus weißen, länglichen Permuttperlen mit einem silbernen Kreuz. Auch der kleine Leichnam darauf war aus Perlmutt. Ich war selig.

Mein Bruder wurde Taufpate, als wir den armen Heiden in der Regentonne auf den Namen Fritz taufte – nach dem Großvater, dem echten. Nach Herzenslust ließ sich der wackere Kerl unter Wasser stupsen, ohne unterzugehen. Grinsend schoß die Zelluloidgestalt nach jedem Untertauchen im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes wieder ans Licht. Pflichtgemäß betete ich ziemlich ausgiebig, daß sich die weiße Seele Fritzens nach außen wenden möge. Aber im Grunde meines Herzens wollte ich diese Änderung nicht. Ich hatte ihn ja allen übrigen vorgezogen, weil er anders war als sie. Dennoch beschloß ich, als um die Weihnachtszeit die Sticheleien der Großmutter gegen das Heidenkind wieder zunahmen, ein Letztes zu versuchen. Ein weißes Negerlein wäre in der Tat ein wirkliches Wunder. Der Großmutter mit einem Wunder das Maul zu stopfen war eine Sache, für die sich ein großer Einsatz lohnte.

Nach der Bescherung am Weihnachtsmorgen gingen wir gemeinsam ins Hochamt in die Turnhalle, die gleich nach dem Krieg dafür hergerichtet und geweiht worden war. Eine Bombe hatte die Pfarrkirche zerstört. Es war keines von den Hochämtern, die auf Lateinisch abgehalten wurden, vielmehr eines zum Mitsingen all der schönen alten Lieder. Wie ich an diesem Morgen das Kind in der Krippe grüßte und benedeite. Sogar die Mutter nickte beifällig auf mich hinunter.

Nach der Messe durften wir ans Krippchen gehen und einen Groschen in einen Glockenturm aus Blech werfen, worauf ein Heidenkind in rotem Turban und lila Pumphosen heftig nickend ein

Glöckchen zog. Ich trödelte so lange herum, bis wir die letzten waren, was die milde Stimmung der Mutter schon wieder verdarb. Endlich kehrte sie mir an der Tür den Rücken zu, und ich zog den schwarzen Fritz aus der Manteltasche und legte ihn zum Christkind in die Krippe. Legte ihn dem rosigweißen Baby, das etwa doppelt so groß war wie er, in die weit ausgebreiteten runden Arme und ließ die beiden ewig lächelnden Kinder zurück.

Als um halb fünf die Glocken für die Weihnachtsandacht zu läuten begannen, war ich die erste im Flur bei Mantel und Schal. Auf dem Weg zur Turnhallenkirche kamen uns nur wenige Leute entgegen, alles Evangelische. Die meisten gingen in unsere Richtung. Ich trug meine neuen Gummistiefel mit dicken Wollsocken und hatte endlich keine Angst mehr, nasse Füße zu kriegen. Soll ich dä Schirm jitz op mache oder zolöße, räsonierte die Mutter und ließ den Knirps, ihr Weihnachtsgeschenk, per Knopfdruck aufspringen. Ihn dann wieder klein zu kriegen, weil sonst niemand den Schirm aufgespannt hatte, machte ihr Mühe. Mit hartnäckigem Plopp spannte die blau-schwarz gestreifte Seide das kräftige Gestänge immer wieder, bis die Mutter schließlich die Geduld verlor und den Schirm in voller Größe umklammert hielt wie einen Prügel. Haarfeiner Regen fiel, und der Wind vom Rhein warf die Luft wie feuchte Lappen ins Gesicht. Den ganzen Tag war es nicht hell geworden.

Die Kirchenbänke standen, obwohl wir uns in einem Strom von Kirchgängern bewegt hatten, sonderbar leer. Die Menschen scharten sich um die Krippe, nicht in Andacht und Gebet, sondern in tuschelnder Neugier. Jeder versuchte einen Blick zu tun auf das, was da in der Krippe lag. Flüsternd reckte man die Hälse aus den schweren Wintermänteln, die vor Nässe dampften.

Wat is denn do los? fragte die Mutter, aber ich zog sie schon an der Hand zur Krippe, denn ich wußte, da lag auf Heu und Stroh das Weihnachtswunder von Dondorf.

Do kütt et jo, sagte Tante Berta und machte uns Platz. Die Menge öffnete sich, meine Mutter und ich traten ans Krippchen. Der Vater war mit dem Bruder gleich auf die Männerseite unter die Kanzel gegangen. Ob der Bruder auch das Krippchen sehen wollte, wer gab schon was darauf.

Heldejaad, die Mutter riß mich dicht an sich heran, wie kütt die Popp hierher?



Ulla Hahn

**Das verborgene Wort**

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-13524-9

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: Dezember 2013

»Ein imposantes, autobiographisch gefärbtes Epos« Der Spiegel

Ein Mädchen, Arbeiterkind, voller Neugier und Lebenswille sieht sich im Käfig einer engen katholischen Dorfgemeinde gefangen. Sie stößt an die Grenzen einer Welt, in der Sprache und Phantasie nichts gelten. Fast zerbricht sie an der Härte und Verständnislosigkeit der Eltern, die sie in den eigenen Lebensgewohnheiten festhalten wollen. Im Deutschland der fünfziger und frühen sechziger Jahre sucht das Mädchen seinen Weg in die Freiheit: die Freiheit des verborgenen Worts.